

DER DOPPELGÄNGER

Von Anton Kuh

Doppelgänger! Das Wort hat einen sonderbaren, aus Grusligkeit und Komik gemischten Klang. Gespensterschatten und Possenbilder tauchen vor dem Aug' auf; und dem literarischen Gedächtnis fällt dazu eine Unzahl Figuren ein, von jenem tragischen Dostojewsky-Helden angefangen, dem von einem Doppelgänger derart das eigene Leben weggefressen wird, daß er sich bereits einbildet, nicht mehr er selber, sondern der andere zu sein, bis zu jenem lustigen Lebemann Bunbury bei Oskar Wilde, der sich für seinen eigenen Vetter ausgibt und aus dieser vorgespiegelten Doppelgängerschaft Profit zieht.

Zwiespältig wie dieser bald unheimliche, bald humoristische Einfall der Schöpfung, zwei Menschen von völlig gleichem Aussehen in die Welt zu setzen, ist auch seine Wirkung auf die davon Betroffenen. Ein Mensch von besonderer Eigenart und Persönlichkeitswert wird die Tatsache: mit zwei multipliziert im Leben herumzurennen, zunächst immer als peinlich empfinden. Ist doch der Wunsch, etwas Einmaliges, Einziges zu sein, jedem besseren Wesen so sehr angeboren, daß man oft bloß beim zufälligen Anblick des eigenen Gesichtes im Spiegel — wenn man einen Augenblick lang glaubt, einen anderen vor sich zu haben — tödlich erschrecken kann. Und dieses Peinlichkeitsgefühl verstärkt sich eher, als es sich vermindert, wenn der Doppelgänger ein großer, berühmter, ja im Kreis unseres Ehrgeizes erfolgreicher Mensch ist.

Anders ist es bei den Persönlichkeiten zweiten Ranges. Denen wird, was den anderen Qual macht, gerade zur Freude und Ehre. Mag ihnen die erste Erwähnung ihrer Ähnlichkeit mit dem berühmten X. auch einen kleinen Stich versetzt haben, sie streichen und putzen diese Ähnlichkeit in Hinkunft sogar heraus, unterstützen sie mittels Frisur, Barttracht und Kleidung und kasieren sich auf doppelte Rechnung Anerken-

nung ein. Sie gewöhnen sich so sehr an das Aufblicken der Mitmenschen bei ihrem Eintritt in ein Lokal, an das Namensgeflüster und Armanstoßen, daß ihnen ohne dieses Quidproquo fortan etwas fehlen würde.

Wie häufig aber mischt sich bei solchen Talentierten zweiten Grades das Angenehme und Störende einer Doppelgängerschaft! Der jüngst verstorbene Wiener Schriftsteller und Bühnenautor Leo Feld, dem eine frappante Ähnlichkeit mit Arthur Schnitzler mehr angedichtet wurde, als sie faktisch bestanden hat — denn wie oft ergibt sich das Doppelgängertum bloß aus der Oberflächlichkeit unseres Auges —, wußte ein Lied davon zu singen. Er war als Jünger und Jahrgangsgenosse Schnitzlers von dieser Ähnlichkeit anfangs höchlichst angenehm berührt. Später, als er sich auf die eigenen literarischen Beine stellte, mußte er den Hauch leiser Enttäuschung auf sich überstrahlen fühlen, so oft er statt des erwarteten Berühmtheitsnamens den eigenen nannte.

Ähnlich erging es vor etwa zwanzig Jahren einem hochbegabten Wiener Operetten-Bonvivant namens Adolf Rauch. Diesem Mann wurde seine geradezu unglaubliche Ähnlichkeit mit Alexander Girardi zum Glück wie zum Unglück. Als er zum erstenmal auf der Bühne erschien, gab es ein Raunen und Tuscheln im Publikum und nachher großen Beifall. Aber der junge Künstler, statt die Ähnlichkeit als verhängnisvoll zu empfinden und auf um so eigentümlichere Tongebung und Mimik bedacht zu sein, glaubte der Maske auch die Sprech- und Gebärden-Imitation des berühmten Doppelgängers dazu liefern zu müssen, wirkte dadurch bald nur noch wie ein Varieté-Unikum und verschwand irgendwohin ins Dunkel der Provinz.

Sein Fall allerdings ist bereits charakteristisch für die dritte Gruppe der Doppelgänger: das sind die völlig Individualitätslosen, die eine oft gar nicht vorhandene Ähnlichkeit erst künstlich durch Dreß, Haar-